

Die Einsiedelei auf dem Bromberg (Markung Altdorf, Kreis Böblingen)

Adolf Rieth

Schon seit langer Zeit sind im Herzen des Schönbuchs vom Ostende des Brombergs, der durch die Täler des großen und kleinen Goldersbachs begrenzt wird, Mauerreste bekannt. Die Ruine ist dann leicht zu finden, wenn man dem Fußweg folgt, der unmittelbar nördlich der sog. «Teufelsbrücke» den Steilhang quert, den hier wie überall im Schönbuch die Schichten des Stubensandsteins bilden. Der Anstieg wird auf der Höhe, im Bereich der Knollenmergel, sanfter und führt in seinem letzten Abschnitt, heute gut bezeichnet, auf jene Ruine zu, die in der topographischen Karte 1:50 000 als ehemalige «Kapelle» bezeichnet ist. Die alten Forstkarten von GEORG GADNER 1592 und von A. KIESER 1680 enthalten keine Einträge. Die «Kapelle» vom Bromberg wurde, nach einer in Altdorf verbreiteten Überlieferung, immer schon mit einer Einsiedelei in Verbindung gebracht, ohne daß es dafür einen gesicherten Beweis gegeben hätte. Hier konnte nur eine Ausgrabung Klarheit bringen, die

der Verfasser auf Anregung von Forstdirektor Dr. BAUMANN, Leiter des Forstamts Bebenhausen, und in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg durchführen konnte. Dankbar vermerken wir, daß die Untersuchung nur mit der finanziellen Unterstützung der zuständigen Forstdirektion Tübingen möglich war. (Diese Dienststelle übernahm auch die Vermessungsarbeiten.) Die Ausgrabung, an der Waldarbeiter des Forstamts Bebenhausen und Schüler mitwirkten, fand in den Sommermonaten des Jahres 1974 statt.

Die Kapelle

Die kleine Ruine liegt an einem bemerkenswert schönen Platz, von dem aus der Blick über die gegenüberliegende Höhe hinweg bis zu den Bergen des Albrandes reicht. Den Untergrund bilden die obersten Lagen des Knollenmergels, über denen eine vielfach zerbrochene Decke von Rhätsandstein

Abb. 1 Die Kapelle, mit dem Unterbau des Altars und dem Eingang an der Gegenseite.





Abb.2 Die Nordwestecke der Kapelle, Trockenmauerwerk aus Rhätsandstein.

liegt.¹ In diesem Horizont entspringen zahlreiche Quellen: so tritt auch hier nur wenige Meter unterhalb der Ruine an mehreren Stellen das ganze Jahr über Wasser aus, das leicht gefaßt werden konnte. (Im Volksmund heißt die Quelle «Kapellbrunnen».) Nördlich des Quellaustritts steigt das Gelände zur «Kapelle» hin leicht an. Der Bau selbst liegt quer zum Hang (Abb. 1). Er ist nicht genau geostet. Seine Längsachse verläuft von SW nach NO. Die Mauerreste bestehen, wie zu erwarten war, aus Rhätsandstein, der sich überall in der Umgebung in Form größerer und kleinerer Blöcke als Baumaterial an-

Abb.3 Wohnraum (im Vordergrund) mit Eingang, mit Blick zur Kapelle.



bietet, ein Stein, der sich seiner Härte wegen nur zu größerem Mauerwerk eignet.

Wir machten uns zunächst an die Freilegung der sogenannten «Kapelle», deren Süd- und Westmauer durch Wurzelwerk alter Buchen so verklammert war, daß die Stöcke nur durch vorsichtige Sprengung entfernt werden konnten, was ohne größere Zerstörung des Mauerwerks gelang. Am besten erhalten war die Nordwestecke, die im Inneren schließlich mit neun Steinlagen bis zu einer Höhe von 1,5 m freilag (Abb. 2). Von außen her waren nur zwei Steinlagen sichtbar, weil dort an der Nordseite im Laufe der Jahrhunderte eine Masse

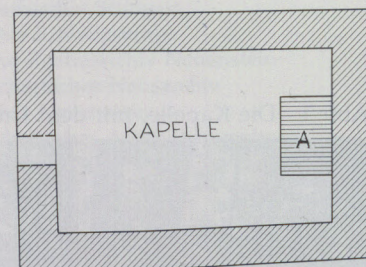
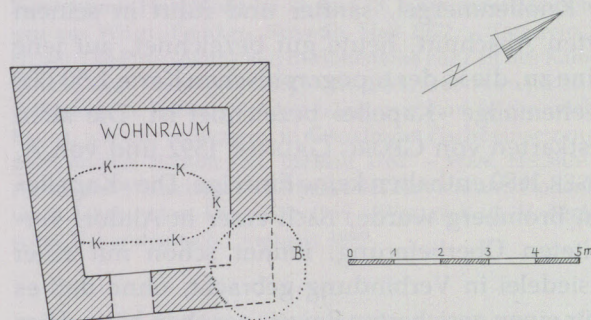


Abb.4 Die Einsiedelei auf dem Bromberg, Grundrisse von Wohnraum (oben) und Kapelle (A = Altar), K . . . K = Kachelofen, B = Baum.

Abb.5a Der eiserne Schlüssel aus dem Wohnraum; b Keramische Profile. 1 Kapelle; 2, 3, 4, 5 Wohnraum (1-4: 13. Jahrhundert, 5: 14. Jahrhundert).

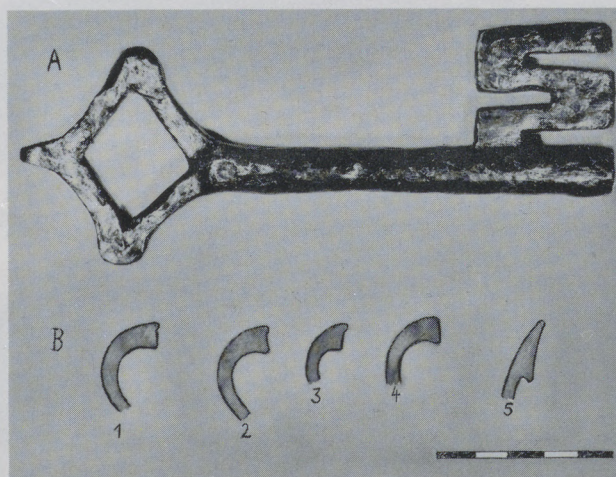




Abb. 6a Wohnraum mit Fundamentsteinen des Kachelofens bei der Freilegung.

b Der verstürzte Kachelofen. Rechts oben die große Platte, die vielleicht als Ofenbank diente.



Gehängeschutt angeschwemmt worden war. Die flüchtig behauenen Rhätblöcke waren ohne Verwendung von Kalkmörtel in sandigem Lehm verlegt. Diese Technik des Trockenmauerwerks bedingte eine relativ große Mauerstärke, die an der Kapelle mit 80 cm gemessen wurde. (Die Außenmaße des Baus betragen an der Nordseite 7,61 m, an der Südseite 7,44 m, an der Ostseite 5,20 m und im Westen 5,45 m.) Die Bauleute, vermutlich nicht vom Fach, hatten es demnach mit den Maßen und rechten Winkeln nicht so genau genommen. In der Mitte der Ostseite erschien, nach innen vorspringend und mit der Mauer fest verbunden, ein massi-

ver Anbau von 1,55 m Breite und 1,10 m Tiefe, der nichts anderes sein konnte als der Unterbau (Stipes) eines Altars, der einst eine regelmäßig gearbeitete Mensaplate aus Stubensandstein getragen hatte, deren Bruchstücke im Inneren der Kapelle zutage kamen (Abb. 1 und 4). Wir fügten diese Bruchstücke, so gut es ging, zusammen und vereinigten sie wieder mit dem Kern des Altars, durch den der *sakrale* Charakter des Raums erwiesen war. An der Westseite des Baus, dem Altar gegenüber, kam die schmale Lücke einer Türöffnung heraus, die eine Breite von nur 60 cm hat. Der Boden der Kapelle, dessen Niveau durch einen im Inneren sichtbaren Absatz im Mauerwerk markiert ist, bestand wohl aus flachen Rhätplatten, die wir ebenfalls da und dort noch im Inneren, aber nicht mehr im Verband antrafen. (Der jetzige Boden der Kapelle ist eine Rekonstruktion.) Im übrigen ergab die Untersuchung des Innenraums auf Schritt und Tritt, daß hier wilde Ausgräber am Werk gewesen waren. Noch in einem Meter Tiefe fanden sich Glasscherben der jüngsten Gegenwart. Nur in der Nordwestecke trafen wir in 1,10 m Tiefe einige Bruchstücke von mittelalterlicher Keramik an, darunter ein Randprofil des 13. Jahrhunderts, das an den Scherben wiederkehrte, die wir später auch in dem danebenliegenden Wohnbau fanden² (Abb. 5b).

Der Wohnbau

Schon bei den ersten Geländebegehungen beobachteten wir hangaufwärts, nur zwei Meter von der Kapelle entfernt, die Umrisse eines zweiten Gebäudes, das bis dahin völlig unbekannt war (Abb. 3 und 4). Der Gebäudegrundriß, offenbar quadratisch geplant, war zum unregelmäßigen Viereck geworden. (Außenmaße: Nordseite 5,5 m, Südseite 4,86 m, Ostseite 5,04 m und Westseite 5,48 m.) Der 90 cm breite Eingang liegt an der Südostecke. Im übrigen trafen wir hier dasselbe Trockenmauerwerk wie in der Kapelle an. Die Mauerstärke beträgt 90 cm. Das Innere des Baus war im Gegensatz zur Kapelle noch nicht durchwühlt. Unter einer 20 cm dicken dunkelgrauen Schicht von Waldhumus fanden wir überall eine harte, kompakte Lehmschicht, deren rotbraune Färbung auf starke Hitzeeinwirkung zurückzuführen sein dürfte. An der Oberkante dieser rotbraunen Lage kamen einige wenige Funde zutage: in der Nordostecke des Raums einige graue Scherben, darunter drei mit dem charakteristischen Profil des 13. Jahrhunderts (Abb. 5b, 2, 3, 4). Der schönste Einzelfund lag in der Nordwestecke: ein 17 cm langer Schlüssel aus Schmiedeisen, mit durchbrochen gearbeitetem Griff, der in seinen



Abb. 7 Die steinerne Ofentüre in der Führungsrille.

Umrisen einem Stück gotischen Maßwerks gleicht Abb. 5a). Offen bleibt, ob es der Schlüssel zum Wohnbau oder zur Kapelle war. Seine Länge gibt uns eine Vorstellung von dem Türschloß und damit auch von der Stärke der Bohlentüre, die diesen Bau abschloß. Gegenstücke zu unserem Schlüssel gibt es von der Burg Wartenberg bei Angersbach in Oberhessen, deren Bestehen wir in die Zeit zwischen 1225 und 1265 datieren können.³ Der Schlüssel gibt somit über die Zeitstellung ziemlich genaue Auskunft, zusammen mit den keramischen Resten, die den Bau ebenfalls ins 13. Jahrhundert datieren.

Der Kachelofen

Unsere Vermutung, daß wir hier die Wohnzelle des Einsiedlers gefunden hatten, wurde durch eine weitere Beobachtung bestätigt. In der von N nach S leicht abfallenden Lehmlage kamen in einer Flucht 1,4 m N der Südmauer und dem Eingang genau gegenüber einzelne Rhätblöcke zutage, die zunächst den Eindruck von verstürzten Mauersteinen machten (Abb. 6). Als aber zwischen den Blöcken überall Bruchstücke von becherförmigen Ofenkacheln her-

auskamen, wurde es klar, daß hier die Fundamentreste eines Kachelofens vorlagen, von dem sich aber nichts mehr in ursprünglicher Lage befand, bis auf zwei Blöcke, die parallel zur Südmauer lagen. Der Steinversturz bedeckte eine Fläche von 1,5 auf 2 m (Abb. 4). Daraus ließen sich natürlich keine sicheren Schlüsse auf den Grundriß des Ofens ziehen. Auf der Rückseite des Ofens lag eine große Platte aus Rhätsandstein, die vielleicht einst als Ofenbank gedient haben mag. Der Ofen stand offenbar nicht frei im Raum, sondern lehnte sich an die Westmauer an. Zwischen den Sockelblöcken gegenüber dem Eingang lagen zwei bruchraue Stubensandsteinplatten mit sauber eingearbeiteten Führungsrillen von 6 cm Breite und 2 cm Tiefe, in die eine rechteckig gearbeitete Platte aus demselben Material paßte, ein steinerner Schieber im Format 24/36 cm, dessen Vorderseite einen knopfartig vorragenden Griff aufweist (Abb. 7). Es kann sich dabei nur um eine Ofentüre handeln, die wahrscheinlich dem Eingang zu lag (Abb. 8). (Solche steinernen Schieber waren, nach K. SCHOLKMANN, bis in die letzte Zeit hinein noch an Kellerluken von alten Bauernhäusern zu beobachten.) Drei weitere Stubensandsteinplatten mit Führungsrillen lagen im Versturz an der rechten Seite des Ofens. Offenbar ist der Kachelofen gründlich zerstört worden. Möglicherweise hatte er längliche Backofenform. Über dem Steinsockel erhob sich ein Gewölbe aus Ton, das durch die Flamme rotbraun gebrannt worden war. Dieses Gewölbe zerfiel in Wind und Wetter und verteilte sich als rotbraune Lage über den Boden des ganzen Raumes. Die Ofenwand muß dicker gewesen sein als die Tiefe der Ofenkacheln, d. h. mindestens 15 cm Stärke gehabt haben. In dem ge-

Abb. 8 Die steinerne Ofentüre des Kachelofens.





Abb. 9 Reste von Becherkacheln, die den Ofen ins 13. Jahrhundert datieren.

wölbten Oberbau steckten einst die Ofenkacheln mit der Öffnung nach außen. Sie hatten den Sinn, die Oberfläche des Ofens zu vergrößern, der damit mehr Wärme ausstrahlen konnte. Die becherförmigen Kacheln erweitern sich nach ihrer Öffnung zu, d. h. sie messen am Boden im Durchschnitt 8 cm, an der Öffnung 11 bis 12 cm (Abb. 9). Da die Kacheln nicht glatt gedreht sind, steckten sie mit ihren tiefen Drehrippen um so fester im Lehm des Ofengewölbes. Ihre Becherform ist, nach B. SCHOLKMANN, ebenfalls typisch für das 13. Jahrhundert. Solche Kacheln wurden sicher in Massen von den am Rande des Schönbuchs arbeitenden Hafnern hergestellt. (Nach den kreisförmigen Bodenfiguren wurden sie mit einer Schnur von der laufenden Scheibe abgeschnitten.) Das Hafnergewerbe war im Mittelalter in den Dörfern rund um den Schönbuch weit verbreitet, was sich in einzelnen Ortsnamen wie Häfnerneuhausen niedergeschlagen hat.

Der Kachelofen vom Bromberg ist wohl einer der ältesten, die wir aus dem Mittelalter Südwestdeutschlands kennen. Er wird im Winter den nicht sehr hohen Raum schnell erwärmt haben. Über die Höhe dieses Raums und über die Dachform lassen sich nur Vermutungen anstellen. Nur soviel ist sicher, daß die Dächer beider Bauten mit den in jener Zeit üblichen Hohlziegeln gedeckt waren, von denen wir eine Reihe von Bruchstücken antrafen. Die geringe Zahl der Funde, zu denen im Bereich des Kachelofens noch die Reste von zwei Gefäßen, dar-

unter ein Randprofil des 14. Jahrhunderts, kamen, spricht für eine relativ kurze Besiedlung des Platzes. Vielleicht hat der erste Einsiedler auf dem Bromberg keinen Nachfolger gefunden, so daß die Bauten schon nach seinem Tode wieder zu zerfallen begannen.

Über den Einsiedler selbst sind wir wieder nur auf Vermutungen angewiesen. Er suchte sicher ganz bewußt einen sehr einsam gelegenen Ort im innersten Schönbuch auf, der von der nächsten Siedlung, Altdorf, über 5 km entfernt war. Mit dem ebenso weit weg liegenden Kloster Bebenhausen bestand wohl keine enge Verbindung, zumal der Eremit auch ein Laie gewesen sein kann. Er führte das harte Dasein, das ihm die Ordensregel vorschrieb, wobei nicht auszuschließen ist, daß er dem Orden der Wilhelmiten angehörte, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts auch in und um Tübingen beheimatet war.⁴ Als solcher hätte er dem Ordensheiligen WILHELM von Mala Valle bei Siena nachgeeffert, in dessen Lebensbeschreibung berichtet wird, daß seine Hauptnahrung aus Wasser und Brot bestanden habe.⁵

Gerne würden wir auch wissen, ob unsere Einsiedelei nach der Überführung der Wilhelmiten in den Orden der Augustinereremiten im Jahre 1256 weiter bestanden hat. Die päpstliche Bulle dieses Jahres hatte, nach SYDOW, entschieden, daß die Augustiner ihre eremitische Lebensweise aufgeben und in die Städte ziehen sollten. Dagegen erhoben die Wilhelmiten zwar Widerspruch, der aber für das Tübinger Haus erfolglos blieb. War damit auch das Ende der Einsiedelei auf dem Bromberg gekommen? Die überwiegende Zahl der dort gemachten Einzelfunde, Schlüssel, Keramik und Kacheln, alle ins 13. Jahrhundert zu datieren, würde dafür sprechen. Doch konnte der Wohnbau nach den wenigen keramischen Resten des 14. Jahrhunderts auch noch später von Jägern und Hirten als Zuflucht benutzt worden sein.

Anmerkungen

- 1 H. GREES, Der Schönbuch (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts der Universität Tübingen, Nr. 27), 1969, 17 (F. HUTTENLOCHER).
- 2 Bei der Datierung der keramischen Reste war mir Frau B. SCHOLKMANN freundlicherweise behilflich.
- 3 Prähistorische Zeitschrift Bd. 39, 1961, 254 ff., T. VII 2-5. (W. BAUER).
- 4 J. SYDOW, Geschichte der Stadt Tübingen, Bd. 1, 198.
- 5 K. ELM, Beiträge zur Geschichte des Wilhelmitenordens, 1962, 21.

Fotonachweise

Abb. 1, 3, 4, 6, 7, 8, 9 Forstdirektion Tübingen; Abb. 2, 5b Verfasser; Abb. 5a BELOW, Rottenburg.